

Leibniz, Gottfried Wilhelm, geb. 1.7.1646 in Leibniz, gest. 14.11.1716 in Hannover. Als einer der universalsten und schöpferischsten *Gelehrten* des 17. Jh.s stand L. im Dienst verschiedener Fürstentümer und war als Philosoph, Mathematiker, Physiker, Historiker, Jurist und Diplomat tätig. Seine Forschungen und Entdeckungen auf vielen Gebieten wie seine polit. Bemühungen galten immer dem Ausgleich der Gegensätze und der schöpfer. Vereinigung verschiedener Erkenntnisse und Wissenszweige. So erstrebte er, selbst Protestant, auch eine Einigung der → Konfessionen. In seinem Denken finden sowohl die neuzeitl. Wendung auf den Menschen als freies Subjekt, die naturwissenschaftl. Interpretation der Welt als eines durchgängigen Kausalzusammenhangs wie die traditionelle, theol. bedeutsame Deutung der → Welt als zweckgerichteter Ordnung zu einer Einheit.

Gegen R. → Descartes' Dualismus wie gegen B. → Spinozas → Monismus setzt L. in seiner *Monadentheorie* eine unendl. Fülle sich selbst bestimmender individueller Substanzen: die »*Monaden*«. Als Substanzen (d.h. das allen wechselnden Erscheinungen Zugrundeliegende) sind sie die letzten, nicht weiter zerlegbaren Elemente der Wirklichkeit: unzerstörbare immaterielle Einheiten, die keiner äußeren Einwirkung unterliegen, vielmehr alle Veränderungen aus eigener beständiger Kraft hervorbringen. Die Tätigkeit dieser Kraftzentren besteht im Vorstellen (»*Perzipieren*«) der Wirklichkeit und im ständigen Streben nach neuen Vorstellungen; da alle Monaden die Wirklichkeit je nach ihrem Standpunkt innerhalb des Ganzen verschieden vorstellen, ist jede Monade eindeutig von anderen unterscheidbar. Zugleich ergibt sich aus dem Deutlichkeitsgrad ihrer Vorstellungen eine Abstufung: von den verworrenen »*Perzeptionen*« (Wahrnehmungen) der unteren Stufe über die mit Bewußtsein und → Selbstbewußtsein perzipierenden Geistmonaden bis hin zur Urmonade → Gott, der einzig klare und deutl. Perzeptionen hat. Der

Theorie der vorherbestimmten, *prästabilierten Harmonie* zufolge hat Gott die Entfaltungsgesetze der Monaden, also die ihnen jeweils auf Grund ihres Standpunkts eigene Perzeptionenfolge, bei der Schöpfung so aufeinander abgestimmt, daß jede Monade zwar nur ihrem eigenen Gesetz folgt, zugleich aber in vollkommener Übereinstimmung mit allen anderen sich entfaltet und daher als »lebendiger Spiegel« des Universums alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zustände der Welt repräsentiert. Was so in der Innenwelt des Reichs der Monaden ein ziel- und zweckgerichtetes Streben ist, läßt sich in der Erscheinungswelt der Körper als Kausalzusammenhang analysieren.

Diese gegebene Welt – so führt L. in seiner → *Theodizee* aus – ist trotz der wirkl. Übel die Welt, die Gott aus den überhaupt mögl. Welten (d.i. zusammenhängenden, miteinander vereinbaren Geschehensfolgen) als die beste erwählt hat. Dieser für die Wirkung von L. bedeutsame Gedanke wurde unter dem Schlagwort → *Optimismus* diskutiert. Freil. verschleiert dieses Wort eher die Ansprüche, die L.s System an ein sittl. Handeln stellt, wie seine *Freiheitslehre* erweist. Denn frei nennt er ein Handeln erst dann, wenn es nicht nur ungezwungen, sondern zugleich aus vernünftiger Einsicht kommt: eine Möglichkeit, die es fortschreitend zu verwirklichen gilt. Nur als solche, für Vervollkommnung empfängl., in verantwortl. Freiheit gestaltbare, erweist sich für L. die Welt als beste.

Lit.: C. Axelos: Die ontolog. Grundlagen der Freiheitstheorie von L., Berlin 1973. – A. Heinekamp: Gottfried Wilhelm L., in: N. Hoerster (Hg.): *Klassiker des philos. Denkens I*, München 1982, 274-320. – *Ders.:* Das Problem des Guten bei L., Bonn 1969. – H. G. Janßen: Das Theodizee-Problem der Neuzeit, Frankfurt/M./Bern 1982. – H. Poser: Gottfried Wilhelm L., in: O. Höffe (Hg.): *Klassiker der Philosophie I*, München 1981, 378-404.

Hans-Gerd Janßen